RÜBEZAHL

gezeichnet von

ROB. ENGELS

VERLAG von
JOS. SCHOLZ
MAINZ



№ 111

Aus der Sammlung „Das deutsche Bilderbuch."


x 1018







Rübezahl

ausgewählte Sagen und Schwänke

erzählt von Siegfried Beck (Hirschberg)

mit Bildschmuck von Robert Engels-München.





Rübezahl bewirbt sich um die schöne Prinzeß Emma, kommt hierbei aber zu seinem Spottnamen.

Aus einer weltabgelegenen Gegend, von wo es nicht mehr weit ist nach Ungarn, kommt ein Strom daher, der ein Land durchfließt, so man Schlesien nennt. Der Strom aber ist die Oder. Weiter drüben hinter Schlesien käme man nach Polen. Es ist ein ungemütliches Land, das Polenreich, die Leute dort können nicht einmal deutsch reden. Desto freundlicher ist unser Schlesien und dieses besonders in seiner Mittagshälfte, das heißt: links von jenem Strome. Grüne Berge winken hier den Menschen, die sich ihres Lebens freuen, zu; und von einem Berge geht es auf den andern und aus einem Tale spaziert man in das andere, und auf manchem Berggipfel erblickt man eine Burgruine. Burgruinen sind die Ueberreste von Ritterschlössern aus grauer, alter Zeit, wo streitsüchtige und kriegslustige Herren, eben die Ritter, hausten, in eiserne Panzer gekleidet und mit langen Lanzen und großen Schwertern bewaffnet. Sogar ihre Reitpferde hatten Panzer. Sie hielten eine Anzahl Kriegsknechte, deren viele auch Harnische trugen und gar furchtbar aussahen. Die Ritter hatten aber auch Frauen in ihren Schlössern, und darunter waren gar traut liebliche und freundliche Damen; besonderen Liebreiz wußte man von den Jungfrauen, ihren Töchtern, zu sagen.

Unter den Ritterfamilien, die einander nahe wohnten, gab es in alten Zeiten oftmals kleine, aber erbitterte Kriege mit bösem Blutvergießen, Einkerkerungen und Zerstörungen von Burgen. Denn damals bestand noch keine Ordnung im Lande wie heutzutage. Zu Friedenszeiten aber gab es auch viel heiteren Umgang der Nachbarn. So besuchten einander öfter die Damen, oder, wenn der holde Frühling die Täler schmückte mit üppigem Grün und bunten Blümelein, kamen sie in einem anmutigen Tale zusammen.

Wo die Berge am höchsten sind, nennt man sie das Riesengebirge, und der größte unter ihnen ist die Schneekoppe. Das ist auch der höchste Berg von allen im halben Deutschland und noch weiter. Wenn das Wetter klar ist, kann man von den Gipfeln die Hauptstädte Schlesiens und Böhmens sehen.

In mancher Berg- und Talgegend ragen ungeheure Felsen haushoch, wie aus der Erde gewachsen, mitunter auch turmhoch in die Höhe. So gibt es Orte, wo die Felsen eine Art Hof bilden, indem sie förmlich im Kreise herum stehen; den Boden bildet eine blumige Wiese, durch welche vielleicht auch ein schmales Bächlein fließt mit kristallklarem Wasser, darinnen muntere Fischlein, Forellen genannt, blitzschnell hin- und herschwimmen.

In einem solchen Felsentale kamen vor langer, langer Zeit — es kann ein paar hundert Jahre her sein — die Töchter der Ritter aus der Umgegend zuweilen zusammen und ergötzten sich durch munteres Geplauder und heitere Spiele; sie pflückten die Blumen, besonders wohlriechende Veilchen, die hier in unzähliger Menge blühten, und wanden Kränze davon, die sie eine der andern auf das liebliche Köpfchen setzten.

Zu derselben Zeit ging aber viel die Rede von einem mächtigen, alten Berggeiste, der viele Menschen plagte, anderen aber auch Gutes tat. Wie man erzählt, hauste er in Höhlen des Gebirges, wo ihm eine Menge kleiner Geister diente, die man Gnomen nennt, wie man in anderen Gegenden Heinzelmännchen zu ihnen sagt. Einen bestimmten Namen hatte der alte Berggeist nicht; man sagte, er wolle „Herr Johannes“ genannt werden. Die Wände jener Berghöhle erglänzten von den schönsten Kristallen in allen Farben. Dort unter der Erde

blieb nun der alte Berggeist mit seinen Gnomen und Koboldén manchmal 10, 20, 50, ja vielleicht hunderte von Jahren, so daß diese Zeit über kein Mensch etwas von ihm hörte. Der Alte hatte aber auch menschliche Eigenschaften, und eine davon, die ihm zuweilen kam, war die Neugier, wieder einmal nachzusehen, wie es auf der Erde zugehe. Das trieb ihn manches Mal ans Tageslicht; denn immer sah er das Getriebe der Menschen, ihre Hütten und Häuser, Dörfer und Städte verwandelt, und auch ihr Tun und Lassen schien jedesmal anders als früher.

Als nun wieder einmal fröhliche Mädchen auf der Felsenwiese sich vergnügten, war nicht weit von ihnen jemand, den sie nicht sehen konnten, weil er verborgen in einer Felsspalte steckte und von da herabschaute. Das war eben jener alte Berggeist. Wie er nun die schönen, heiteren Mädchen belauschte, war er von ihrem Anblick wundersam überrascht. „Ach, wenn man doch mitspielen könnte!“ dachte er. Bei seinem schrecklichen Aussehen mochte er aber nicht hervorkommen, daß nicht die Mädchen vor Furcht augenblicklich davonliefen. Darum verschwand er erst und überlegte, wie er wohl in die liebliche Gesellschaft gelangen könnte. Wenigstens die eine von den holden Jungfrauen wollte er um jeden Preis gewinnen. Diese war freilich eine Freiherrntochter, die hieß Emma, und ihr Vater besaß die Herrschaft vom Bolkoschlosse. Sein Vorhaben auszuführen, konnte dem Bergesalten nicht schwer fallen; war er doch ein Zauberer. So befahl er seinen Gnomen und Kobolden, daß sie sogleich sich an die Arbeit machten in jenem Tale: daß sie die Felsen mit Kristallen überkleideten, daß sie Bäumchen setzten mit reifen, süßen Früchten und den Rasen mit noch ganz unbekannten, wunderbar schönen, wohldustenden Blumen schmückten und — und — ich weiß gar nicht mehr, was er noch für Herrlichkeiten herrichten ließ. Ja — das Bächlein leitete er in ein schönfarbiges, großes Marmorbecken, dessen Boden mit feinem Silbersand bedeckt war. Aus dem Becken mußte ein Strahl wohlriechenden Wassers in die Höhe sprudeln. Und das geschah alles. Als nun die Mädchen wieder in dem Felsentale erschienen und alles so zauberhaft verändert fanden, konnten sie sich über den Wechsel des Zustandes nicht genug wundern und wußten ihrer Freude kaum Worte. Anfangs glaubten sie zu träumen. Aber die wohlschmeckenden Früchte, die neuen, wunderbaren Blumen mit den fremdartigen Düften und all das Greifbare überzeugten sie von der Wirklichkeit. Die schöne Emma wandelte die Luft an, ihre Füße in dem Marmorbecken zu baden; sie zog Schuhe und Strümpfe aus und trat ins Wasser. Der glänzende Sand aber samt dem ganzen Boden wich unter ihren Füßen, und mit einem Hilfeschrei verschwand sie vor den Augen ihrer Freundinnen in die Tiefe. Danach schloß der Boden des Beckens sich von selbst. Als Viviane, der schönen Emma beste Freundin, es mit einem Stabe untersuchte, fand sie den Boden so fest und sicher, daß man ohne Gefahr hineintreten mochte. Ach, wie jammerten die Mädchen um ihre Freundin, und wie klagten sie, daß sie die Verschwundene nicht finden konnten. Nun flohen sie aus dem verzauberten Felsentale fort nach Hause, erzählten ihren Eltern das Vorgefallene, und auch dem Freiherrn auf dem Bolkoschlosse wurde die betrübende Nachricht von dem Verschwinden seiner Tochter überbracht. Mit mehreren seiner Leute begab er sich sogleich nach dem Zaubertale; doch die Felsengruppe stand wie ehemals, ohne den zauberhaften Schmuck. — Am schwersten traf der Verlust der schönen Emma jedoch einen jungen Ritter, den Sohn des Herzogs von Fürstenstein, dessen Ländereien an die das Bolkoschlosses grenzten und der Emma in heißer Liebe verehrte. —

„Was ist denn nun aber aus dem Fräulein Emma geworden?“ höre ich euch fragen, liebe Kinder. Nun — ich erzähle es ja schon: Sie wußte gar nicht, wie ihr geschah; sie sah sich plötzlich in einem prächtigen Garten, der schöner war, als man beschreiben kann. Bäume und Sträucher hingen voll Blüten und Früchte, Blumenbeete von wunderbar zierlichen Formen waren voll herrlichster Blumen; beschauliche Plätzchen und Lauben luden zum Niedersetzen ein, der Gesang buntschillernder Vögel ergötzte das Ohr, große, glänzende Schmetterlinge sogen den Honig aus den Blumen; kurz: es zeigte sich alles denkbar Schöne und noch vieles, was Emma noch gar nicht gekannt. Aus dem Garten



führten Gänge in ein Schloß von Marmorstein mit großen, verzierten Fenstern, dessen hohes, breites Eingangstor offen stand. Emma ging die Stufen hinauf und kam in einen weiten Hausflur, der mit Marmorfiguren und Palmen und anderen großen, fremden Pflanzen geschmückt, und dessen Wände, wie die Decke, mit schönen Bildern bemalt waren. Zu den Gemächern standen auch die Türen offen. Und wie waren die Zimmer ausgestattet? Solche Schränke, Spiegel, Tische und Stühle konnte nur ein königlicher Mensch sein eigen nennen. Ein seidenbezogenes Ruhebett winkte zum Niedersetzen, und nachdem Emma darauf Platz genommen, die prachtvollen, in reiche Goldrahmen gefaßten Wandbilder betrachtet und, vom Schauen ermüdet, sich niedergelegt hatte, entschlummerte sie. Als sie dann erwachte, sah sie einen schönen, vornehmen Jüngling in ritterlicher Gewandung vor sich. Der hieß sie willkommen in seinem Besitze und bat sie zu tun, als ob ihr alles gehöre, in und bei dem Schlosse; auch die Bücher im Bibliothekssaale solle sie nach Belieben benutzen; er werde ihr nirgends im Wege sein. Noch größere Verwunderung erregte es ihr, als jeder Wunsch, den sie hatte, schon ehe sie ihn ausgesprochen, sich erfüllte, ohne daß sie jemand sah, der es besorgt hätte. Sogar beim Aus- und Ankleiden fühlte sie die Hilfe unsichtbarer Hände. Emma hatte es zu Hause schon gut gehabt, wenn dort auch das Leben so glänzend nicht war, wie hier. Darum fand sie sich wohl eine Zeit ganz gut darein. Aber es fehlte doch manches. Der Schloßherr behandelte Emma mit größter Höflichkeit und unterhielt sie so lange, wie er sah, daß es ihr lieb war; er konnte ihr aber eine herzliche Zuneigung nicht abgewinnen, schon weil sie ihn als Zauberer betrachtete. Auch die Gespielinnen konnte er ihr nicht ersetzen. Und aus Schloß und Garten durfte sie nicht hinaus. Sie war wie eine Gefangene. Von Tag zu Tage wurde sie trübseliger und sagte dem prinzlichen Schloßherrn, da dieser sie um den Grund ihrer Traurigkeit befragte, daß sie sich die Gesellschaft ihrer Freundinnen wünsche. Ohne den gewohnten Umgang würde sie krank werden und nicht mehr lange leben. Da versprach der Schloßprinz, ihr die Freundinnen zu verschaffen, und bat sie, ihm dafür ein wenig Liebe zu erzeigen. Wie brachte er nun die anderen Mädchen herbei? Er übergab Emma einen Korb mit Rüben und einen goldnen Zauberstab. Diejenige ihrer Freundinnen, die sie herbeiwünsche, brauche sie nur mit Namen zu rufen und zugleich mit dem Stabe eine Rübe zu berühren, da erscheine sie sofort. Emma probierte das Kunststück; sie rief „Viviane!“ und klopfte zugleich an eine Rübe, und siehe da: die Freundin stand leibhaftig vor ihr, die Rübe aber war verschwunden. Beide freuten sich, wieder beisammen zu sein. Und so wurde eine Rübe nach der andern verwandelt, bis die Gespielinnen vollzählig waren. Nun war es ja wieder gut auszuhalten, und man vergnügte sich nach Herzenslust. Es wurde gespielt, gesungen, getanzt. Die Mädchen glaubten schon, im Himmel zu sein. Das Glück wurde aber bald getrübt. Die Freundinnen sahen nach kurzer Zeit merkwürdig alt aus. Sie bekamen Fältchen in den Gesichtern, die bald zu Runzeln wurden. Das war doch sonderbar: sie aßen gut, tranken gut und hatten auch keinen Verdruß. „Wie geht das zu, daß ihr aussehet, als wäret ihr alt und krank?“ fragte Emma. Aber jene wußten keine Erklärung. Auf Emma's Klage bei dem Schloßprinzen bedauerte der, daß es keine neuen Rüben gäbe. Die daraus gezauberten Mädchen könnten nicht länger frisch und voll bleiben als die Rüben, wenn sie aus der Erde gezogen oder aus dem Keller geholt werden. Sie möge nur die Mädchen nochmals mit dem Zauberstabe berühren und dazu sagen: „Rübe, Rübe“! Sie tat es, und eine nach der andern fiel als vertrocknete Rübe hin. Was sie nun mit diesen vertrockneten Rüben gemacht haben mögen, das kann ich euch, liebe Kinder, nicht sagen; ich weiß es nämlich selber nicht. Emma war wieder allein. Ihr werdet euch nicht wundern, daß sie nun noch mehr Heimweh bekam als vorher. Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie aus dem Gefängnisse wieder herauskommen könnte.

Nun hatte sie einmal eine junge Elster, die aus dem Neste gefallen war, vor dem Umkommen gerettet und sie gefüttert, bis sie ihre Nahrung allein suchen konnte. Und der Vogel war dankbarer als manche Kinder, die da vergessen, was sie ihren Eltern schuldig sind. Der Vogel kam oftmals in Emma's

Zimmer, und sie hatte ihn plaudern gelehrt. „Du, liebe Elster", sagte Emma zu ihm, „sollst mein Retter sein". Und sie machte der Elster klar, daß sie sich fortsehne nach ihren Eltern und nach ihrem Bräutigam, beschrieb auch, wo dieser zu finden sei, und daß er sich aufmachen solle, sie an einer bestimmten Stelle abzuholen; nämlich an der Grenze des Machtbereiches ihres Zauberschloßherrn. —

Der Bräutigam war seit dem Verluste seiner Braut gar oft nach dem Lieblingsplatze gegangen, wo er mit Emma vielmal gesessen. Die Stelle war leicht zu finden: eine Anhöhe mit ein paar Bäumen auf dem Gipfel, dazwischen eine Bank, von der man die herrliche Umgegend prächtig überschauen konnte. Dorthin fand die Elster leicht. Sie setzte sich hier auf einen Zweig, und es dauerte auch nicht lange, da kam der junge Prinz Fürstenstein und ließ sich seufzend auf die Bank nieder. Nun fing die Elster an zu plaudern, sie erzählte von ihrer Jugend und von ihrer Wohltäterin. Der Jüngling achtete anfänglich nicht auf das Geschwätz des Vogels, sondern gab sich seiner Betrübnis hin. Nachdem er aber wiederholt den Namen Emma und auch seinen Namen ungefähr wahrgenommen, hörte er aufmerksamer dem Vogel zu. Nun sagte ihm die Elster, sie sei hergeflogen, ihm Botschaft zu bringen; seine Braut solle er aufsuchen und retten. Und dann erzählte der Vogel, wo Emma weile und welchen Plan sie zu ihrer Rettung ersonnen. Hocherfreut von der Kunde eilte der Prinz nach Hause, um zu dem Vorhaben die Anstalten zu treffen. —

Der zaubernde Schloßprinz hatte die schöne Emma vertröstet auf eine kurze Zeit, in der es wieder frische Rüben geben würde. Er hätte ein ganzes Feld gesäet, er lasse den Boden durch unterirdisches Feuer erwärmen, und da würden gar schnell die Rüben gewachsen sein. Das war inzwischen auch geschehen. Der Schloßprinz trat zu Emma, berichtete ihr, daß sie sich nun wieder Gesellschaft zaubern könne, aber — er bat sie nun dringend, ihm endlich auch ihre Liebe zu schenken und seine Gattin zu werden. Davor graute der Emma. Sie mochte sich's aber nicht merken lassen; denn sie fürchtete seine Rache, wenn sie ihm einen Korb gäbe. Sie sei ihm ja nicht abgeneigt, erwiderte sie ihm, möchte aber doch eine Probe von der Sicherheit seiner Liebe haben, die müsse er erst bestehen. Gern sagte jener zu; wäre er als Zauberer doch zu allem im Stande, dachte er. Da gab sie ihm auf, die neuen Rüben auf dem Felde zu zählen, aber ganz genau zu zählen, und ihr zu sagen, wie viele es seien. Wenn er die richtige Zahl angeben könne, wolle sie ihn erhören, sonst aber noch nicht. „Wenn's weiter nichts ist", sagte frohlockend der Prinz, „da bist du schon so gut wie mein!" Ohne ihm davon zu sagen, nahm Emma eine Rübe vom Felde. Warum? Das werdet ihr gleich hören, liebe Kinder. Der Prinz hatte es wohl bemerkt; aber er dachte, sie wolle ihn in die Irre führen, falls er vom Säen her oder durch Zauber die Zahl schon vorher gewußt hätte, daß er dann also eine Rübe zu viel angeben werde. Der Prinz folgte dem Verlangen Emma's und ging auf's Feld und zählte die Rüben wirklich. Um gewiß zu sein, daß er richtig gezählt, tat er es noch einmal. Weil nun aber eine andere Zahl herauskam, so mußte er wieder zählen, zur Sicherheit, welche Zahl richtig sei. Doch da kam eine noch andere Zahl heraus, so daß er das Zählen abermals wiederholen mußte, bis es endlich stimmte. Beinahe ärgerlich war er darüber geworden, daß ihm, dem Zauberer, so etwas geschehen konnte.

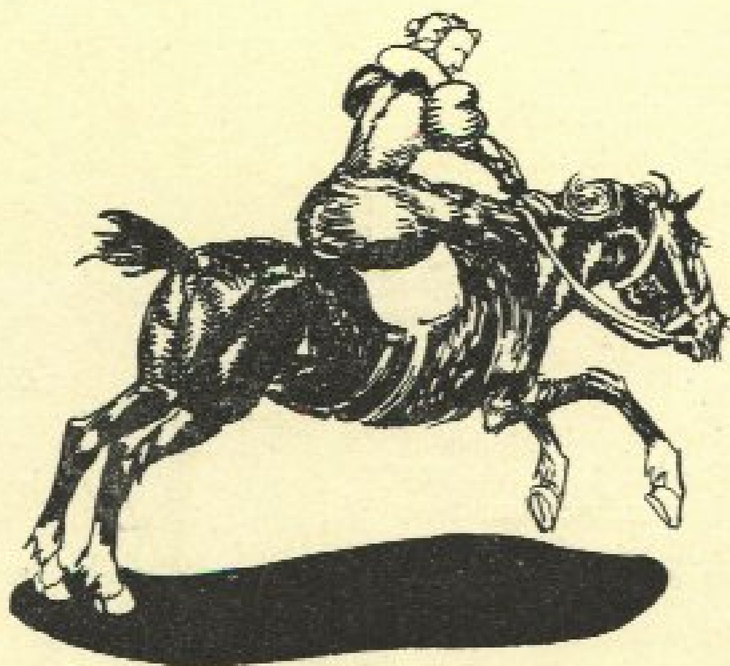
Froh des Ergebnisses ging er nun, von Emma die ersehnte beglückende Antwort zu holen. Er suchte sie aber im Schlosse vergeblich, auch im Garten war sie nirgends zu finden; nun rief er sie so laut er konnte an allen Enden des Gartens, in allen Gemächern. Aber nirgends hörte er eine Antwort. Noch viel weniger bekam er Emma zu sehen. Da kam ihm Verdacht, und er nahm seine Zauberkunst zu Hilfe um zu erfahren, wohin sie gelangt.

Während nämlich der Prinz sich abgemüht, die Rüben zu zählen, hatte Emma die eine Rübe, die sie sich geholt, heimlich an geeigneter Stelle verwandelt. Aber nicht in ein junges Mädchen, wie die früheren, sondern in ein gesatteltes, geflügeltes Roß; dann hatte sie sich darauf gesetzt und war gradewegs mit ihm durch die Luft geflogen nach der verabredeten Stelle an der Grenze des Fürstensteiner Landes. Der alte Berggeist, denn dieser

war der vermeintliche Schloßprinz, entdeckte die Flüchtige wohl, aber da war sie mit ihrem Bräutigam schon ein großes Stück von seinem Machtbereiche entfernt. Konnte er sie nun nicht zurückzaubern, so wollte er wenigstens Rache dafür üben, daß sie ihn so schmählich überlistet hatte; er griff in die Erde, riß einen großen Ballen heraus und warf ihn dem Paare nach. Aber die Entfernung war schon zu groß, und der Wurf erreichte sie nicht mehr. Glücklich kamen sie im Fürstensteiner Schlosse an. Der Erdkloß war mitten im flachen Tale niedergefallen und ist als ansehnlicher Hügel liegen geblieben, und die Leute aus der Gegend erzählen den Fremden, die sich über den einsamen Hügel mitten auf dem weiten, flachen Felde wundern, diese Geschichte.

Jene felsenumgebene Wiese, auf der diese Geschichte anfängt, wo der Bergesalte Emma und ihre Freundinnen zuerst gesehen, verwüstete er mit Steingetrümmer und Strauchgestrüpp derart, daß kaum noch jemand hineindringen kann, wenn er auch gern wollte. Die Freundinnen sind auch nicht mehr hingegangen; sie fürchteten sich, es könnte dort wieder Ungeheuerliches über sie kommen.

Der Bergesalte hat aber im Volke von dieser Geschichte den Namen „Rübezahl“ erhalten, deshalb ist's auch sein Spott- und Ekelname geblieben und wenn ihn jemand bei diesem Namen ruft, dem tut er sicher Schlimmes an.



Die Ährenleserin.

Nicht gar weit von der Schneekoppe im Riesengebirge zieht sich vom Tale in einer Bachschlucht zum Gebirge hinauf ein langgestreckter Ort, Arnoldsdorf geheißen, in dessen unterem Teile die Bauern schöne, weite Felder besitzen, während im Oberdorfe mit seinen meist dürftigen Hütten die ärmeren Leute wohnen, die wenig oder fast gar keinen Acker, manche kaum ein Fleckchen Gemüsegarten haben, wie eine Stube groß. Diese Armen müssen auf Tagearbeit gehen, die sie entweder bei den reicheren Bauern oder im gräflichen Gute oder im Walde bei den Förstern finden. Und bei ihnen müssen die Kinder schon helfen Geld verdienen auf mancherlei Art, als Holzsammeln, Pilze und Beeren suchen und anderes. Während der Vater auf einem fremden Felde ackern hilft oder im Walde Stöcke rodet, arbeitet die Mutter zu Hause, wenn sie mit dem bißchen Hausarbeit fertig ist, auf andere Art. Manche spinnen Flachs für die Weber; manche — wie es besonders früher war — klöppeln Spitzen. Jetzt werden die Spitzen viel billiger von Maschinen gemacht, und die Klöppelfrauen haben diesen Verdienst verloren. Frau Johanne Janecker in Arnoldsdorf war auch eine Spitzenklöpplerin. Man nannte sie gewöhnlich die Spitzenhanne. Sie war Witwe, seit ihr Mann bei der Waldarbeit von einem umstürzenden Baum erschlagen worden. Von den Kindern war eins am Leben geblieben, Elisabeth getauft, ein Töchterchen, dem man es nicht ansah, wie knapp zu Hause die Küche gehalten werden mußte. Mit ihren roten Bäckchen, braunen Augen und schwarzen Augenbrauen und den Grübchen im lachenden Gesicht, sah sie jeden Menschen frisch und freundlich an, und alle Leute im Dorfe waren ihr gut. — Wenn nun der Sommer zur Neige ging und die Ährenfelder gemäht wurden, mußte klein Elsel auch auf die Felder gehen Ähren lesen. Das wird nun von keinem vernünftigen Landmanne den armen Leuten oder ihren Kindern verwehrt. Gilt es doch als eine Christenpflicht der Bauern, die letzten Ähren den Armen zu lassen. Es gibt aber Leute, die immer unzufrieden sind und niemandem etwas gönnen. Was noch schlimmer ist: daß grade unter den Wohlhabenden viele Geizhälse sind. So einer war der Bauer Schirdewahn in Arnoldsdorf, der am meisten Äcker und Wiesen besaß; dem konnten beim Ernten die Ähren nicht genau genug zusammengerecht werden, und er zankte seine Leute böse aus, wenn an manchen Stellen mehr Ähren liegen blieben, als ihm erlaubt dünkte. Und auf die armen Leute, die Ährenleser, schimpfte er gar unbarmherzig.





Noch mußte Elsel täglich in die Schule gehen, da hatte sie der Mutter schon abgelernt, das Frühstück, öfter auch das Mittagessen, zu besorgen, und sie tat es gern, damit die Mutter vom Spitzenklöppeln nicht viel Zeit zu verlieren brauche. Und die Erntezeit kam wieder heran, und Elsel ging auf die Felder Ähren lesen, wie viele andere Kinder. Diese verplapperten beim Sammeln viel Zeit; Elschen aber sputete sich, um eher ihr Ärmchen voll zu bekommen. Dabei kam sie den Leuten des Bauern, wenn sie grade das Getreide zusammenrafften, etwas näher als die anderen Kinder. Einmal, als der Bauer das sah, kam er wütend auf das Mädchen zu, schimpfte sie eine Diebin, riß ihr die aufgelesenen Ähren aus den Händen und schlug sie gar. Da schrie das geängstigte Kind laut um Hilfe. Und siehe da: es kam aus dem nahen Walde ein Reiter herangesprengt, ganz wild anzusehen. Elschen erschrak gewaltig vor dem Reiter, der den Bauern beim Kragen packte und ihn so heftig hin und her schüttelte, daß ihm der Hut vom Kopfe, die Tabakpfeife aus dem Munde und der Rechen aus der Hand flogen. Dabei schrie er ihn an: „Warte, du verwünschter Kerl, ich werde dir zeigen, was der verdient, der anderen wegnimmt, was sie mühsam zusammengesucht.“ Damit spie er einen glimmenden Funken in den vollbeladenen Kornwagen, wovon die ganze Ladung bald in vollen Flammen stand. Er selbst aber war im Augenblicke auch schon weitergaloppiert. Aber Elsel war zugleich mitverschwunden. Der fürchterliche Reiter hatte sogleich das Kind auch hochgenommen, aber vor sich auf sein Pferd gesetzt und mit in seine Behausung geführt. Ehe Elsel vom Schreck zur Besinnung kam, hielt der Reiter vor einem herrlichen Schlosse, wo er abstieg und auch Elsel vom Pferde hob. Nun sah er nicht mehr gar so schrecklich aus. Ein freundliches Gesicht machte er ihr und führte sie in einem schönen Garten umher, wo sie sich an süßen Beeren und Obst satt essen durfte, bis sie ermüdet sich unter einen Baum legte und einschlief. Als sie wieder erwachte, sah sie sich auf dem Bänkchen vor ihrer Mutter Haus. Verwundert schlich sie in die Stube zu ihrem Mütterchen, um ihr das Erlebte zu erzählen. „Aber, du hast ja einen dicken Kranz von Ähren auf dem Kopfe!“ erwiderte die Mutter. Und richtig — Elsel trug einen solchen und hatte es selbst nicht gemerkt. Als Mutter und Tochter ihn genauer besahen, glänzte er eigentümlich und wog auch merkwürdig schwer in den Händen, bis er sich gar als golden erwies. Mutter Janecker konnte sich an Stelle der ärmlichen, baufälligen Hütte ein neues, nettes Häuschen bauen lassen, und wenn sie auch fernerhin nicht müßig ging, so brauchte sie es doch nicht um Nahrungssorge zu tun. Wer aber der wilde Reiter gewesen, darüber waren nicht bloß Mutter und Tochter, sondern überhaupt alle Leute im Dorfe gewiß: das ist wieder 'mal der Rübezahl gewesen. Die ganze Gemeinde gönnte der guten Frau das Glück; nur jener reiche Bauer nicht: der ärgerte sich krank, weil er bei der Geschichte den großen Schaden gehabt, da ihm die halbe Ernte des Feldes samt dem Wagen verbrannt war. Die Stelle auf dem Acker, wo dies geschehen, blieb aber für immer schwarz, und es wuchs darauf nichts; die Leute nannten sie seitdem den Straf-Fleck. Der Bauer hat nachher keinen Ährenleser mehr geärgert.

Das ungetreue Schneiderlein.

Wenn die Breslauer nach dem Riesengebirge reisen, so kommen sie durch die Stadt Landeshut, die an der Grenze liegt, wo das eigentliche Riesengebirge gegen Morgen anfängt. Hier sehen sie auch die Schneekoppe vor sich schon recht hoch aufragen. In dieser Stadt gab es Handwerksmeister aller Arten und auch Schneider mehr als genug. Während sich nun die meisten von diesen abmühten um Arbeit, hatte dagegen einer, Zierbein geheißen, reichlichen Verdienst. Das mußte die anderen Schneider umsomehr ärgern, als es in aller Munde hieß, daß Zierbein seine Kunden am meisten hinterging mit den Petersflecken. So nennt man die Stücke Tuch, welche die Schneider von dem Stoff abschneiden, den sie vom Kunden zu der Arbeit bekommen, und die sie für ihren Nutzen behalten; also eigentlich stehlen. Auch machte Zierbein die Rechnungen teurer als die andern Schneider, die noch dazu bei manchem Kunden ihre Not hatten, überhaupt Geld zu bekommen. Aber Zierbein war bekannt als geschickter Schneider. Die bei ihm bestellten Kleider saßen gut und hatten einen vornehmen Schnitt. Und deshalb kamen die reichen Leute alle zu Zierbein. Das machte den Schneider übermütig, er stellte seine Rechnungen nicht bloß immer höher, sondern er schnitt auch die Petersflecke immer unverschämter ab, sodaß seine Kunden gar unnötig viel Tuch dazu geben mußten.

Da kam eines Tages ein vornehmer Herr aus einer Nachbarstadt zu Zierbein. Er hatte einen Bedienten mit, der in einem Packen ein Stück Tuch mitbrachte. „Herr Meister“, sagte der fremde Herr, „ich habe gehört, daß Er ein sehr geschickter Schneider ist, und da will ich einmal Seine Kunst probieren. Das hier ist das feinste flandrische Tuch, davon mache Er mir einen Rock nach der neuesten Mode und in drei Tagen fertig zum Abholen.“ Mit tiefen Bücklingen und untertänigsten Redensarten versicherte Zierbein, daß er zumal vom solchem schönen Tuche ganz besonders bemüht sein werde, einen Rock von bestem Sitz zu liefern. Und so nahm er, vor Freude förmlich tanzend, dem neuen, vornehmen Kunden Maß, zeichnete auf einem Papierbogen und rechnete und rechnete, bis er dem Herrn erklärte, das Tuch reiche nicht, es wären zu dem Rocke zwei Ellen mehr nötig. Dieser wußte, daß er ohnehin schon eigentlich zwei Ellen zu viel gab, und sagte dem Meister, er solle nur den Rock machen von dem vorhandenen Tuche und nicht mehr Tuch dazu verbrauchen, als wirklich nötig sei. Eingeschüchtert erwiderte der Schneider, er wolle es versuchen. Und es blieben ihm dritthalb Ellen von dem wunderschönen, roten Tuche übrig, die er aber dem Diener nicht mitgab, als dieser nach drei Tagen nach dem Rocke kam, sondern für sich versteckte. Dazu aber hatte der Schneider noch die Rechnung so hoch angeschrieben, daß sie fast das anderthalbfache von dem gewöhnlichen Lohne für einen Rock betrug. Der Diener war indessen genug mit Geld versehen, er bezahlte die Rechnung sogleich und ging mit dem neuen, roten Rocke wieder fort. Auf des Schneiders Frage und Bitte, ob sein





Herr ihn wieder brauchen werde, antwortete der Diener, das wisse er noch nicht genau, aber es wäre schon möglich, daß sie in nicht langer Zeit **wieder mit einander zu tun haben** würden. Dem gnädigen Herrn sich nochmals bestens empfehlend, setzte sich Zierbein vergnügt wieder auf seinen Arbeitsplatz.

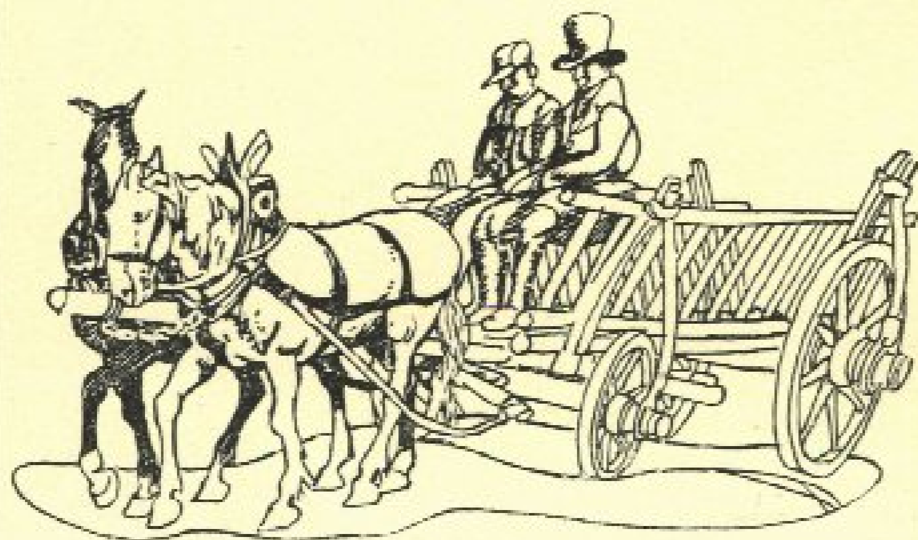
In Schatzlar nun, jenseit der böhmischen Grenze, hatte Zierbein einen Kunden, der schon lange nichts mehr von sich hören ließ und der ihm auch noch ein paar Gulden schuldig war. Auf einen Brief an den Kunden hatte der Schneider keine Antwort erhalten. Deshalb entschloß er sich eines Tages, selber hinzugehen. Der Weg führte ihn über's Gebirge. Damals begegnete man selten jemandem auf den Bergen; am wenigsten einem Reiter. Desto auffälliger war es, als dem Schneider in einem Hohlwege auf einmal ein Mann erschien, der auf einem Ziegenbock ritt und ihn einholte. Und der Mann hatte grade solch roten Rock an, wie Zierbein kurz vorher für den vornehmen Fremden einen gemacht. Und als der Reiter sprach, erkannte der Schneider auch dessen Stimme wieder. Nur das Gesicht sah viel wilder aus. Dem Schneider wurde ob des Bockreiters ängstlich zu Mute; er wollte ihn nach üblichem Gruße vorbeilassen. Der aber sagte: „Nein, lieber Meister, wir wollen die Reise mitsammen fortsetzen. Nehme Er Platz hinter mir, der Bock ist dazu lang genug!" Als der Schneider meinte, er gehe lieber zu Fuß, da fuhr ihn der rote Reiter an: wenn er nicht augenblicklich aufsitze, werde er ihm den Hals umdrehen, er sei ein Spitzbube und verdiene den Galgen für seine Petersfleckschnitte; und wie er ihn mit der Rechnung geprellt habe, das wisse er auch selber. Wohl oder übel entschloß sich der Schneider, auf den Bock zu steigen. Und nun ging der Ritt los im Galopp über Stock und Stein. Auf dem sattellosen, hartkantigen Bocksrücken wurde dem Schneider das Gerippe schrecklich zerstoßen, bis er bei einem großen Sprunge gar herabfiel auf den steinigen Weg und sich Gesicht und Hände blutig schlug.

Der vornehme Besteller des Rockes und der rote Reiter waren aber ein und dieselbe Person, nämlich **Rübezahl**, welcher so den betrügerischen Schneider strafte. Es hat auch geholfen. Meister Zierbein hat seine Kunden nachher rechtschaffen bedient und hat auch, wenn er viel zu tun bekam, manchen Handwerkskollegen mitverdienen lassen. Das Geld für den roten Rock war dem Schneider inzwischen aus dem Kasten verschwunden, worüber sich Zierbein nicht wunderte, hatte er das Ganze doch als Rübezahls Werk recht gut erkannt.

Der geizige Bäckermeister.

Die wichtigste Stadt auf der schlesischen Seite des Riesengebirgs ist Hirschberg. Die war es schon immer und noch ehe so viele Menschen aus allen Himmelsgegenden von weither das Gebirge besuchten. Unter den Handwerksleuten in Hirschberg lebte zu Rübezahls Zeiten auch ein Bäckermeister, Namens Sauerteig. Das war aber ein großer Geizhals. Die Bäcker sind zwar an vielen Orten so erzogen, daß sie Brot und Semmel kleiner backen, wenn der Getreidepreis aufschlägt; wenn Korn oder Weizen aber billiger werden, nehmen sie nicht mehr Teig zu dem Gebäck als vorher. Unser Meister Sauerteig nun übertraf seine Kollegen nicht bloß im Kleinbacken, sondern suchte auch sonst seinen Geldsack auf unchristliche Weise so viel wie möglich zu füllen. So trieb er auch Wucher mit ausgeliehenem Gelde an Leuten, die sich in Verlegenheit befanden.

Eines Tages kam ein Landmann mit einer Ladung Scheitholz nach Hirschberg, um sie zu verkaufen. Nach vergeblichen Anfragen in mehreren Häusern kam er zu unserm Bäckermeister, der ihm nach langem Bitten und herzlosem Feilschen das Holz abkaufte. Der Landmann lud das Holz im Hofe ab und ging dann wieder zum Bäcker, um sein Geld dafür in Empfang zu nehmen. Da spricht der Bäcker, das Holz sei schlecht und nicht so viel wert; wenn er nicht einen halben Taler herunterlasse, könne er sich's wieder aufladen und mit heim nehmen. Der Landmann brauchte aber notwendig Geld, und so entschloß er sich betrübt, den Verlust zu ertragen. Während er dann heimfuhr nach seinem Dorfe, ging ihn unterwegs ein Mann am Wege mit der Bitte an, eine Strecke Weges mitfahren zu dürfen, was er diesem auch gern gestattete. Aus dem Gespräche mit dem Landmann erkannte der Fremde dessen trübe Stimmung wegen der schlechten Bezahlung des Holzes. An der nächsten Wegteilung stieg der Fremde ab, gab dem Landmanne für das Mitnehmen ein kleines Geldstück, blieb aber an der Stelle auf einem Wegsteine sitzen, bis der Wagen eine Strecke fort war. Dann wandte er sich um und schritt auf Hirschberg zu. Hier ging er schnurstracks zum Bäcker Sauerteig, sagte ihm, er hätte erfahren, daß er Holz gekauft, und ob er es klein gehackt haben wolle.




RE

Wegen des Hacklohns erwiderte er dem Bäcker, daß er kein Geld wolle, sondern nur so viel von dem fertig gehackten Holze, als er auf dem Rücken fortbringen könne. Das paßte dem geizigen Bäcker gut. Doch fragte er: „Habt Ihr denn keine Axt mit?“ „Die könnet Ihr draußen sehen,“ entgegnete der Hacker, indem er in den Hof ging, sein linkes Bein vom Leibe riß, dies als Axt benutzte und zum Schrecken des Bäckers damit das Holz klein hackte, schneller als jemand mit einer Axt es im Stande wäre. Und ehe sich's der Bäcker versah, war das ganze Holz gespalten. „Nun werd ich mir mein Hacklohn aufladen“, sagte der Hacker; brachte einen langen Strick aus der Tasche, legte ihn händebreit auseinander doppelt auf die Erde, schichtete eine halbe Elle lang die Scheite drauf in die Höhe. Aber sonderbar: er schichtete und schichtete von dem Holze immer fort, der Holzhaufen wurde kleiner und kleiner, und als nichts von ihm übrig war, schnürte er das geschichtete Holz fest, und das war nun so viel und nicht mehr, als er auf dem Rücken fortbringen konnte. Dem Bäcker war dabei ganz unheimlich zu Mute geworden, vollends als der Hacker sein Bein wieder an den Leib steckte, die Hucke mit dem ganzen Holz auf den Rücken nahm und sich mit den Worten verabschiedete: „Adjes, Herr Meister, tröstet Euch mit dem halben Taler, den Ihr dem Landmanne abgeknapst habet.“ Der fremde Hacker war natürlich kein anderer als **Rübezahl**, der wieder einen Missetäter bestraft hatte.

Die beschämte Wandergesellschaft.

Das Städtchen Haynau liegt schon im schlesischen Flachlande. Ganz nahe gegen Mittag erhebt sich zwar eine sanfte Anhöhe, von der man über das Städtchen hinwegsehen kann; sie verdient aber nicht, Berg genannt zu werden. Freilich die Haynauer nennen sie „Hopfenberg“, weil sie dort Hopfen angebaut haben. Von diesem Hopfenberg aus kann man bei klarer Witterung das Riesengebirge und namentlich die Schneekoppe recht gut sehen. Und deshalb spazieren die Haynauer an schönen Sommersonntagen gern auf ihren Hopfenberg. Da hört man aus manch lieblichem Mädchenmunde seufzen: „Ach wenn man doch einmal dorthin könnte!“ Nämlich aufs Gebirge. So geschah es auch einmal im Jahre Dazumal, daß dieser Wunsch von mehreren jungen Mädchen ausgesprochen wurde.

Lebte „dazumal“ im Städtchen auch ein reicher Kaufmann, namens Pfeffermeier, der sein Söhnlein Paul in Breslau studieren ließ. Was Paulchen dort gelernt hat, wußte er weniger aus den Vorträgen der Professoren als aus dem Umgange mit übermütigen Kommilitonen. So nennen die Studenten ihre Genossen. Nun haben die Schüler im Sommer mehrere Wochen frei, was sie Ferien nennen. Und diese benutzen sie, wie jedermann weiß, nach Hause zu reisen und bei ihren Eltern sich's gut gehen zu lassen. Tun auch gerne wichtig, als wenn sie schon Doktores wären, und sind die klügsten Menschen rund um die Welt herum. Besonders Paulchen Pfeffermeier zeigte sich erstaunlich klug. Wenigstens wußte er alles besser, wenn von einer Sache gesprochen wurde. Ein paar Jahre vorher ist er in den Ferien einmal nach Warmbrunn gereist und von dort mit einer lustigen Gesellschaft auf die Schneekoppe gestiegen. Von dieser kann man bei klarem Wetter das ganze Gebirge übersehen, und das — so meinte Paulchen — genügte um zu sagen: „Ich kenne das Riesengebirge ganz genau.“ Paulchen machte also den Mädchen den Vorschlag, an einem der nächsten Tage eine Reise ins Gebirge zu unternehmen; dabei wolle er der Führer der Gesellschaft sein. Mit dem lustigen Pfeffermeier? Ja, das paßte. Ein halbes Dutzend junger Menschenleiber saß am zweitfolgenden Tage dicht zusammengequetscht in einer Kalesche und fuhr so vergnügt, wie solch junges Volk nur sein kann, über Goldberg, Schönau und Hirschberg nach Warmbrunn; über zehn Meilen Wegs. Unterwegs hielten sie nur so lange an, wie nötig war zum Füttern der Pferde und der Menschen. In





Warmbrunn übernachteten sie. Am andern Morgen sollte das Bergsteigen beginnen. Als sie endlich aus den Betten waren und gefrühstückt hatten, traten sie die Wanderung an. Paulchens Weisheit reichte soweit, unterwegs vorüberkommende Leute recht oft nach dem Wege auf die Schneekoppe zu fragen. Denn die Gegend schien ihm ganz anders als damals. Der Weg wurde je weiter, desto steiler und unbequemer. Dicke Baumwurzeln ragten aus der Erde und über die ganze Wegbreite lagen Steine, große und kleine, sodaß die jungen Leute von ihrer fröhlichen Unterhaltung immer mehr verloren. Sie mußten ja acht geben, wo sie die Füße hinsetzten, um nicht zu stolpern. Noch weiter hin liefen Wässerchen über den Weg, manche stark wie Bächlein. Gar zimperlich hoben die Dämchen ihre Kleider höher und hüpften über unbequeme Stellen, so daß eine um die andere zu klagen anfing, sie wäre müde, und man müßte bald ein Gasthaus haben. Der Weg verlängerte sich, aber besser wurde er nicht, ein Wirtshaus kam nicht, und der Wald, in dem sie schon stundenlang aufstiegen, wurde immer dichter, der Weg ward immer schmaler und war schließlich bloß noch ein dürftiger Pfad; die Tannenäste schlugen ihnen in die Gesichter und drohten ihnen die Hüte von den Köpfen zu nehmen. Und kein Mensch kam, den das kluge Paulchen hätte fragen können. Aber die Geduld der Mädchen ging zu Ende. Eine nach der andern nahm den klugen Führer ins Verhör, ob er wirklich das Gebirge kenne und warum er sie solche Wege führe; und warum er nicht in Warmbrunn einen Führer mitgenommen habe und, wenn er die Wege doch nicht kenne, warum er sich da zum Führer aufgespielt habe u. s. w. Auch machte eine von den Damen der andern Vorwürfe, daß sie zugeredet weiterzusteigen, wo jene schon gemerkt hätten, daß ihr Weg falsch wäre. Kurz, es entstand ein groß Streiten und Zanken unter den jungen Leuten, das gar nicht schön war und durch das Jammern noch vermehrt ward, da es zu regnen anfing. Fast fürchtete Paulchen, seine zarte Gesellschaft werde mit Stöcken und Schirmen über ihn herfallen und ihm jämmerlich Hiebe geben. Eine von den Damen, die geduldigste, seufzte endlich: „Ach, wenn doch eine Unterkunft da wäre und möchte sie noch so schlecht sein.“ Schärfer blickte sie ins Waldesdunkel, und richtig — da schien eine Hütte zu stehen. „Ruhig“, rief sie, „dort gibts ein Obdach!“ Erleichtert schritt man auf die kleine Mooshütte zu, ging hinein und traf dort ein runzliches altes Männlein ganz allein. „Guten Tag, Alterchen“, grüßte jene, „erlaubt Ihr, daß wir hier ein wenig ausruhen?“ „Ganz gerne“, antwortete der Alte, legte ein Brett über zwei Holzklötze, stellte dadurch eine Bank her und hieß die Gesellschaft niedersitzen. „Können wir was zu essen bekommen?“ fragte man weiter. „Gar wenig,“ erwiderte jener und brachte einen Korb mit Rüben. „Sonst nichts?“ „Ne!“ An solch magere Kost war die Gesellschaft nicht gewöhnt, und ärgerlich über die Zumutung des Alten, sich mit Rüben begnügen zu sollen, schüttete Paul die Rüben auf die Erde. Doch die Rüben bekamen Leben. Wie Menschenleiber gestellten sie sich und — merkwürdig! — grade so sahen sie aus wie die einzelnen Personen der Reisegesellschaft; sie bewegten sich genau so wie diese vorhin draußen während ihres Zankes und führten ebendieselben Reden; die Damen schwangen auch ihre Schirme und Stöckchen gegen die eine vorherige schwarze Rübe, die jetzt den Studenten darstellte und viel und klug redete, daß er den Weg auf die Schneekoppe genau kenne u. s. w., sodaß die Gesellschaft ihres Gebahrens von vorhin sich herzlich schämte. Das ging eine lange Weile so, bis der lachende Alte den Korb über die lebhaften Rübenmenschlein stülpte und das Schauspiel endete. Da nun draußen die Sonne wieder schien, führte der Alte die Gesellschaft auf den richtigen Weg, der nach einigen Minuten aus dem Walde auf den freien Hochkamm mündete, wo sie die Schneekoppe in der Ferne, unterwegs aber auch eine Gastbaude erblickten. Während nun die Mädchen wieder froh und heiter gelaunt und ausgeruht weiterwanderten, schlich Paulchen still und stumm wie ein Fisch und verdrießlich hinterher. Er hatte für seine Klugrederei einmal eine wohlverdiente Strafe erhalten. Und der sie ihm erteilt, der Alte in der Mooshütte, war kein anderer als der Berggeist **Rübezahl**, der auch die Mooshütte samt Inhalt erst hervorgezaubert hatte. Denn sie ist dann verschwunden und ihre Stelle seit dem Weggehen der Gesellschaft leer.

Der arme Weber.

Die Dörfer im Gebirge sehen ganz anders aus als die im flachen Lande. Meistens ziehen sie sich in einem schmalen Tale zu den Bergen hinauf, ein schnell herabfließendes Bächlein und die Dorfstraßen gehen nahe bei einander hin, rechts und links steigt der Boden zu Berglehnen hinan, und manches Haus hat nur vorn und an den Seiten eine Wand, hinten reicht der Erdboden bis an den Dachrand. Felder haben die armen Leute wenig oder gar nicht, denn der Wald reicht vom Gebirge weit herab, für Getreide ist die Erde zu steinig, geschweige denn für Küchengemüse. Das kleine Fleckchen mit einem Kartoffelbeete ist bei Vielen ihr ganzes Land. Die Häuser sind eigentlich bloße Hütten. Da sitzen die Leute hinterm Webstuhl, am Spinnrade und andern Webereigeräten und arbeiten für den Kaufmann in der Stadt. Ist endlich eine Webe fertig, das ist ein Stück Leinwand von vierzig Metern Länge, so ladet sie der Mann in einem Sack auf den Rücken, verkauft sie und kauft von dem erhaltenen Gelde Flachs zum Spinnen oder fertiges Garn zum Weben. Was die Leute an der Webearbeit verdienen, ist so wenig, daß sie Not leiden, wenn eine zahlreiche Familie zu essen haben will. Wird eins etwa krank, da ist der Jammer groß, da fehlts an Geld und an Verdienst. Nun erkrankten einstens in Augustendorf viele Leute an einer Seuche, und fast in jeder Hütte gab es Jammer und Wehklagen. Der Weber Anders war auch krank geworden und hatte kaum noch vermocht, die knapp fertig gewordene Webe vom Webstuhle abzunehmen, damit sie zum Verkauf fortkommen könnte. Nun lag die Leinwand da und konnte nicht zum Verkauf gebracht werden. — Von den drei Kindern in Anders' Familie war Fritz das älteste. Obgleich erst zehn Jahre alt, war er doch schon sehr verständig und gab sich Mühe, im Hause nützlich zu sein. Gar manche Arbeit und Besorgung hatte er der Mutter schon abgenommen, weil diese viel zu tun hatte, aber auch bei der Webearbeit des Vaters helfen wollte; denn da gab es zu spinnen, zu schlichten, zu weifen und manches andere. Als die Eltern wieder jammerten, daß die Leinwand-Webe müßig daliege, erklärte Fritz sich entschlossen, diese nach Hirschberg hinüber zu tragen. „Das bist du nicht im Stande, Junge," erwiderte die Mutter darauf, „wenn du die Webe eine Stunde weit geschleppt hast, kannst du nicht weiter, überhaupt über die Berge, und dann hätte man eine Angst, wo du geblieben bist mitsamt der Webe." „Mutter, ich mach's!" rief der Junge, „morgen früh geh' ich zeitig los, da kann ich abends wieder da sein." Trotz des Abratens der Eltern blieb Fritz dabei, ließ sich am andern Morgen in aller Frühe mit der Webe bepacken, ein Stück Brot einstecken und die besten Wünsche für das Gelingen des Wagnisses mitgeben.

Wohl drückte ihn die Bürde gewaltig, und er mußte öfter ausruhen. Als sich aber Gelegenheit bot, eine Viertelstunde Wegs seine Last auf einen Holzwagen zu legen und frei nebenher zu laufen, da war seine Freude groß. Lange konnte er aber diese Erleichterung nicht benutzen, denn beim nächsten Scheidewege fuhr der Holzwagen links, wo er dagegen rechts gehen mußte. Ach, wie lang ihm nun der Weg wurde! „Ach wenn doch wieder was käme zum Aufladen! Vielleicht





jemand mit einer Radber oder Karre!" seufzte der arme Junge. Ja, es kamen deren wohl, sogar öfter, manchmal auch ein leeres Fuhrwerk. Aber alle kamen sie von Hirschberg, also in entgegengesetzter Richtung. Endlich sah er die Türme der Stadt und hoffte, in einer halben Stunde drin zu sein. Sie blieben aber immer entfernt und wollten nicht größer werden. Aus der vermeinten halben Stunde waren anderthalbe geworden, als er endlich vor dem Kaufhause stand, wo er Geld für die Leinwand erhalten sollte. Vom Kaufmann befragt, wer und woher er sei, bekam er auf seine Antwort den Bescheid, daß von Augustendorf keine Leinwand angenommen würde, weil damit die Seuche in die Stadt geschleppt werde. Fritzens Bitten und Jammern und Tränen halfen ihm nichts, der Kaufmann drohte sogar, ihn hinauswerfen zu lassen, wenn er sich nicht den Augenblick fortpacke. Aus der Stadt zogen die reichen Leute fort, weil sie sich vor der Verbreitung der Seuche fürchteten. Auch dieser Kaufmann war schon reisefertig. Neben der Haustür befand sich ein steinerner Sitz; auf den sank Fritz nieder und überließ sich seinem Schmerze. Er weinte bitterlich. Das Stück Brot war auf dem Herwege längst verzehrt, und Geld besaß er keinen Pfennig. Eine vorüberkommende Frau, die Fritz nach der Ursache seines Weinens fragte, ward gerührt und holte ihm eine tüchtige Butterschnitte. Ein wenig getröstet, entschloß er sich, die Bürde wieder auf die Schulter zu nehmen und damit nach Hause zurückzuwandern. Einen andern Rat wußte er nicht. Als er das halbe Gebirge mühsam wieder erstiegen und, weil er kaum noch weiter konnte, sich zum Ausruhen am Wegrande niedergesetzt hatte, holte ihn ein anscheinend vornehmer Herr ein und redete ihn an. Auf Fritzens Antworten hieß ihn der Herr mitgehen; er wohne nicht weit, da könne er ordentlich ausruhen und eine tüchtige Mahlzeit halten. Erfreut über das Anerbieten ging er mit. Sei es, daß die Hoffnungsfreude seinen Mut und seine Kräfte stärkten, oder weil es nicht mehr bergauf ging, oder war es aus anderer Ursache — kurz die Leinwand schien ihm viel leichter geworden zu sein, denn er konnte ohne Anstrengung mit dem großen Herrn Schritt halten. Sie gingen vielleicht eine Viertelstunde im Walde. Der Weg, anfänglich wie alle Gebirgswege holperig und schlecht, wurde je weiter desto ebener, zuletzt wie ein Gartengang. Da sah Fritz plötzlich ein schloßähnliches Haus in der Mitte eines Gartens, den ein schöner Zaun umgab. Als sie durch die Gartentür geschritten, kam aus dem Hause ein Diener. Diesem übergab der Herr den Knaben: er solle ihm gut zu essen und zu trinken geben, und da es schon Abend würde, sollte er ihn nicht weiter gehen lassen, sondern in ein Bett bringen. „Deine Leinwand-Webe gehe ich verkaufen," sagte er zu Fritz; „morgen kannst du deinem Vater das Geld dafür bringen." Wer war glücklicher als Fritz!

Jener Hirschberger Kaufmann reiste wirklich denselben Tag noch fort. Die Straße zog durch einen Hohlweg. Hier vermochten die Pferde den Wagen kaum noch fort zu bewegen. Alles Peitschen des Kutschers half so wenig wie das Schimpfen und Fluchen des Reisenden. Da zuckte ein greller Blitz hernieder, von einem schrecklichen Donnerschlage begleitet. Dadurch wurden die Pferde wild, schlugen über Deichsel und Stränge, warfen den Wagen um und brachten den Kaufherrn in Gefahr und fast zur Verzweiflung. Doch damit nicht genug. Zugleich mit einem zweiten Blitz und Donnerkrach erschien ein feuriger Mann, schrecklich anzusehen, der dem Kaufmann sein letztes Stündlein ankündigte, wenn er nicht in sich gehe und sogleich sein Unrecht gut zu machen beginne; daß er also die armen Weber, denen er immer an dem ohnehin dürftigen Webelohn abgezwackt, künftig ordentlich bezahle und so viel Geld, wie er bei sich habe, bis auf einen Taler Zehrgeld, herausgebe, damit es durch ihn (den feurigen Mann) an die von ihm bedrückten Weber ausbezahlt werde. „Denn durch eure Habsucht habt ihr Kaufleute den armen Webern die Seuche ins Haus gebracht", sagte der Mann, „und nun klettert heraus aus dem halb zerbrochenen Wagen und scheret Euch zu Fuß nach Hause!" In der Angst übergab der Kaufherr dem Manne seine volle Börse und machte sich auf den Rückweg. —

Am folgenden Morgen, nach dem Frühstück, hieß der Schloßherr Fritz mitfahren. Es ginge nach Augustendorf, da brauche er nicht zu laufen. Der Diener stellte einen Korb mit

guten Speisen und einer Flasche Wein auf den Wagen. So fuhr Fritzel, der sich nicht wenig darauf einbildete, mit dem vornehmen Herrn. Aber ehe sie Augustendorf erreichten, hielt der Herr. Er müsse dringender erst wo anders hin und dazu die hier abzweigende Straße benutzen. Das kurze Stück bis nach Hause kannst du den Korb selber tragen; was drin ist, gehört euch, auch eine gute Medizin für den Vater und das Geld für die Webe." Mit diesen Worten verabschiedete der Herr unsern Fritz. Dieser wollte seinem Wohltäter die Hand küssen und dankte so recht von Herzen. Der Herr aber wollte nichts hören, fuhr eiligst seitwärts davon und war verschwunden.

Wer beschreibt die Freude in Anders' Hause? Das Geld betrug das Dreifache des Wertes der Webe, und der Vater wurde bald wieder gesund. „Das ist **Rübezahl** gewesen, der uns geholfen!" sagten alle.

Die reisende Gräfin.

Eine reiche Gräfin aus Breslau unternahm eine Reise nach Karlsbad in Böhmen, einem Badeorte, wo meistens vornehme und reiche Leute im Sommer auf einige Wochen sich wohnlich einrichten. Zwischen Schlesien und Böhmen liegt aber, wie ich auch schon früher geschildert habe, das hohe Riesengebirge. Jetzt fährt man mit der Eisenbahn um das Gebirge herum, damals gab's aber noch keine Eisenbahn. Die Gräfin mit ihren zwei schönen Töchtern und einem Diener machte also die Reise übers Gebirge mit Extrapost, der Diener saß auf dem Kutschbock, und, wo sich der Fahrweg aus einer Einsenkung des Gebirgskammes hinaufzog, waren vier Pferde vorgespannt, wobei der Postillon auf einem Pferde ritt. Um nicht gar zu lange unterwegs zu sein — denn eine Woche Reisezeit reichte nicht — fuhr die Gesellschaft den ganzen Tag bis tief in die Nacht. So ging die Reise auch in der Nacht auf jenem Gebirgswege. Im Wirtshause des letzten Gebirgsdorfes, wo die Gräfin eingekehrt war und wo Abendbrot gegessen worden, hatte die Gesellschaft auch mancherlei von Rübezahl erzählen gehört. Kein Wunder, daß die Damen samt dem Diener davon ein Gruseln bekamen und am liebsten im Wirtshause über Nacht geblieben wären. Aber die Extrapost war einmal für die Nachtfahrt bestellt worden, und der Diener tat sich groß den Damen gegenüber und meinte, als Mannsperson genügender Beschützer zu sein. Dazu komme ja auch noch der Postillon, der in der Gegend zu Hause sei und mit dem Berggeiste umzugehen wissen werde.

Als nun aber der blasse Mondschein im Bergwalde die Baumstümpfe und manches sonderbar geformte Felsstück beschien, sahen diese wie Gespenster aus und schienen sich gar zu bewegen und lebendig zu sein. Da kam auch dem Diener die Angst ins Herz. Die Damen hatten die Fenstervorhänge zugezogen und schliefen aus Langerweile ein, obgleich der Wagen auf dem holprigen Wege fortwährend Stöße erhielt. Nun aber sah der Kutscher gar einen Mann in langem Mantel starken Schrittes neben dem Wagen herlaufen. Aber er hatte keinen Kopf auf dem Halse, sondern trug ihn vielmehr unterm rechten Arm. Da rief der Diener dem Postillon zu und zeigte ihm den unheimlichen Begleiter. Der Postillon hieb auf die Pferde ein; aber bei dem schlechten und ziemlich steil bergan gehenden Wege waren sie nicht im Stande, den schwerbepackten Wagen schneller fortzuziehen, als der gespenstige Mann nebenher laufen konnte. In seiner Angst klopfte der Diener an's Wagenfenster, sodaß die Damen aufwachten, durch's Fenster blickten und fragten, was denn los wäre? „Der Rübezahl!" schrie Johann. Kaum, daß er gerufen, warf ihm der unheimliche Mann seinen Kopf in's Gesicht und schrie ihn an: „Elender, wie kannst Du mich bei meinem



Spottnamen rufen, wart', ich werde Dir's anstreichen!" Er hielt die Pferde an, riß den Postillon bei einem Beine vom Sattel, setzte sich selber darauf und hieb auf die Pferde ein, die wild wurden über das Geschrei, zumal auch die Damen schrien, und nun begann ein halsbrechendes Fahren, sodaß es schien, als müsse der Wagen jeden Augenblick umwerfen. Nun kam von der Seite aus dem Walde plötzlich ein Reiter auf weißem Pferde, dem ein Bein fehlte, herangesprengt und rief den wilden Kutscher an: „Halt, woher des Weges und wohin?" erhielt von diesem aber grobe Antwort. Da packte der Reiter den Unhold beim Kragen, riß ihn vom Pferde, wie dieser vorhin den Postillon heruntergerissen hatte, und zerrte ihm den Mantel vom Leibe, sodaß der Kerl nun als gewöhnlicher Mensch mit Kopf dalag. Er hatte den Mantel zuvor über den Kopf hinaufgezogen. Nun fuhr der Reiter den Unhold an: „Ich will Dich lehren, mich nachzuäffen, Du sollst streng bestraft werden für den Betrug!" Da jammerte jener und bat um Gnade, er wäre in großer Not und hätte mit dem Versuche, Rübezahl zu spielen, Geld erlangen wollen, er werde es nimmermehr tun. Der Reiter zog dem Schimmel das vierte Bein aus den Rippen hervor und ritt zum Wagen. Er öffnete den Wagenschlag, redete die Damen an, beruhigte sie und versprach, zu ihrem Schutze sie zu begleiten bis zu ihrer nächsten Einkehr. „Oder, noch besser", sagte er, „Ihr steigt in meinem Landhause ab, das ist nicht weit von hier und erholet Euch dort erst eine Stunde, ehe Ihr weiter fahret, ich heiße von Riesenthal, bin ausgedienter General und kaiserlicher Kammerherr und habe ein schönes Haus." Die Damen nahmen die höfliche Einladung des vornehmen Herrn gerne an, und da der Postillon inzwischen herangekommen und wieder aufs Sattelpferd gestiegen war, so ging die Fahrt in Begleitung und Führung des vornehmen Reiters weiter, ein kurzes Stück auf dem alten, dann seitwärts auf einem andern Wege. In einem Viertelstündchen sahen die Gräfin und die Ihrigen den Wald allmählich in einen Park übergehen, und nicht lange weiter hielten sie vor einem kunstreichen eisernen Gitterzaun, dessen Tor von einem wachehaltenden Diener geöffnet wurde. Dann fuhr man durch einen großen, feinen Garten und hielt vor dem Landhause des Herrn von Riesenthal, welches viel Ähnlichkeit mit einem romantischen Burgschlosse hatte. Diener eilten herbei, halfen dem Herrn General vom Pferde und den Damen aussteigen, spannten die Pferde aus und führten sie nebst Wagen in ein anstoßendes Gehöft. Der Herr geleitete die Damen in einen prächtigen, glänzend erleuchteten Saal, darinnen eine Gesellschaft vornehmer Herren und Damen sich in bester Unterhaltung befand. Die Hausfrau stellte die gräflichen Reisenden und die anwesenden Herrschaften gegenseitig vor, und man vergnügte sich noch einige Stunden lang, bis die Gäste aufbrachen und die Gräfin nebst ihren Töchtern in ein trauliches Gastzimmer geführt wurden. „Denn", sagten der vornehme Hausherr und seine Frau Gemahlin, „Sie tun besser, die Nacht auszuruhen; es ist inzwischen ein böses Wetter ausgebrochen." Und sie ließen sich's gerne gefallen. Jene Gäste waren Fremde, die in Warmbrunn mehrere Wochen zum Sommeraufenthalt waren und des Herrn von Riesenthal Haus schon einigemal besucht hatten. — Am andern Morgen schien wieder die heitere Sonne, und die Reise ward vergnügt fortgesetzt. In Karlsbad war's ganz schön und, was die gräfliche Familie überraschte, nach einigen Tagen trafen sie die Gäste aus dem Riesenthal'schen Hause wieder, die ihren Sommeraufenthalt von Warmbrunn nach Karlsbad verlegt haben mußten. Aber sonderbarweise wußten diese sich auf die Gräfin und ihre Töchter gar nicht zu besinnen, „sie hätten sie im Leben noch nicht gesehen, kannten auch keinen General usw. von Riesenthal, noch weniger sein Landhaus, hätten auch nicht in Warmbrunn gewohnt." Da jene aber bei der Behauptung blieben, wurden sie von der Karlsbader Gesellschaft für geisteskrank gehalten; man begegnete ihnen zwar achtungsvoll, aber mitleidig und suchte sie zu Gesellschaftsvergnügen selten auf, „man könne nicht wissen, was die Damen in ihrer vermeintlichen Vorstellung einmal Unerwünschtes äußern möchten", hieß es. — Das war wieder ein launiger Streich vom **Rübezahl**; denn kein anderer ist der Herr von Riesenthal gewesen. Und die Gräfin fühlte sich beleidigt darüber, daß man sie nicht wieder erkennen wollte.

Doch, nun wollen wir uns auch einmal nach dem Stromer umsehen, der zuerst die Reisegesellschaft als vermeintlicher Rübezahl erschreckt hatte.



Dieser war so schlimm vom Pferde herabgeworfen worden, daß er nicht aufstehen konnte. Der Kopf, den er unterm Arme getragen und dem Diener in's Gesicht geworfen hatte, war ein Kürbis gewesen mit eingeschnittenen Augen und Mund und menschenähnlich bemalt. Diesen Kerl ließ Rübezahl zu sich bringen und verlangte Rechenschaft von ihm mit der Drohung, ihn aufhängen zu lassen, wenn er sich nicht einigermaßen entschuldigen könne, oder wenn er sich durch Lügen zu retten versuche. Und da beichtete der Mensch: Ich wohnte früher in Glausnitz, nicht weit von Erdmannsdorf, ernährte mich als Weber und, weil ich es verstand, Geldsäcke zu weben ohne Naht, aus denen also nichts gestohlen werden konnte, wenn sie versiegelt waren, ohne sie aufzuschneiden, so hatte ich genug zu tun und hätte viel verdient, wenn die reichen Leute, denen ich die Säcke für ihr vieles Geld machte, mich ordentlich bezahlt hätten. Aber nein, das taten sie nicht, viele betrogen mich, und von andern bekam ich zu wenig, sodaß es kaum auf's Garn reichte, das ich dazu kaufen und immer gleich mit Geld bezahlen mußte. So bin ich ganz heruntergekommen und fing an, mich herumzutreiben. Da traf ich einmal mit einem Landsmann zusammen, der hieß mich einen dummen Teufel, er sagte, die Leute betrögen heutzutage einer den andern, und ich sollte es nur ebenso machen. Und der Mann sagte Das und Jenes, was mir nicht gefiel. Er selber arbeite gar nicht; wenn sein Geld alle wäre, sagte er, ginge er in eine Felsenhöhle am Prudelberge bei Stonsdorf, und da prophezeie er. Da kämen die Leute aus Nah' und Fern hin und hörten gespannt zu, was er ihnen vorrede und weissage, und sein Hut neben ihm werde dabei mit Geld gefüllt, daß er viele Wochen lang gut leben könne. Doch dazu taugt nicht jeder. Aber eins merkte ich mir, und das hatte ich jetzt versuchen wollen, nämlich: den Rübezahl spielen. Ich bin zufällig an dem Abende in demselben Wirtshause gewesen, wo die Damen zu Abend gegessen haben. Und da paßte es grade so gut. Den Damen hätte ich nichts zu Leide getan, sie hätten mir ja vor Schreck gewiß etwas Geld gegeben, und ich wäre gleich wieder verschwunden. „Also macht's gnädig mit mir, Herr Rübezahl, und helft mir, damit ich wieder rechtschaffen leben kann." Rübezahl hatte Erbarmen mit dem armen Kerl und schenkte ihm einen Lederbeutel. Darin befanden sich aber nur ein paar Silbergulden; und er sagte zu jenem: „Hier hast du zum Anfange etwas, du findest in dem Beutel immer genug zum Dringendsten und kommst in keine Not. Sobald du aber träge oder liederlich wirst, bleibt der Beutel leer und nützt dir nichts." Und wie in einem Wirbelsturme sah sich der Beutelweber durch die Lüfte hinab versetzt ins Schmiedeberger Tal, wo er im Städtchen eine Beutelweberei anlegte, gute Geschäfte machte und heiratete. Seine Söhne und Enkel setzten die Art Weberei fort und sollen heute noch Nachkommen haben, die Bestellungen aus entfernten Gegenden erhalten, sodaß ihre Webestühle keine Stunde stillstehen.

Der Pflaumenmann.

Nicht weit von Petersdorf am Zacken, dem großen Bache, welcher hinter und ober Schreiberhau den schönen Wasserfall bildet, liegt das Örtchen Kiesewald; damals hieß es nur „die Buschhäuser", weil die kleine Anlage ganz dicht von Wald umgeben war. Kommt doch jetzt der Wald noch von zwei Seiten dicht heran. Ein kurzer Waldweg von Schreiberhau nach Kiesewald führt über einen Berg; nicht der einzige an dem ganzen immer durch Wald gehenden Weg. Dieser Berg heißt Kesselberg, weil an seiner Höhe eine Anzahl Felsen aufragen, die runde Vertiefungen haben, wie Kessel groß; sie sind in ururalter Zeit von selbst entstanden; die Leute nennen sie Hexenkessel, andere halten sie für heidnische Opferkessel.

In Kiesewald hatte ein armer alter Mann seine erbärmliche Hütte, die aussah, als ob sie jeden Tag zusammenfallen könne. Der Mann arbeitete früher im Walde, konnte sich auf diese Weise aber nicht mehr ernähren, weil er zu gebrechlich geworden. Und andere Gelegenheit, Geld zu verdienen, fand sich für ihn nicht. Zwar hatte er nicht mehr Weib noch Kind, die waren längst gestorben; aber auch für ihn allein fehlte es, zumal heute, selbst an einem Bissen trocknen Brotes. Nach Schreiberhau gedachte er zu gehen, um vielleicht mit Hilfe entfernt Verwandter etwas Verdienst ausfindig zu machen. War er Abends vorher hungrig schlafen gegangen und heute mit ganz leerem Magen fortgegangen, so konnte es nicht wunder nehmen, daß ihn die geringen Kräfte beim Steigen durch Wald und über Berg bald vollends verließen, sodaß er am Kesselberge erschöpft niedersank. So dem Verschmachten nahe traf ihn ein fremder Mann, der von der andern Wegrichtung herkam und wie ein Jäger oder Förster aussah. Der fragte den Armen, ob er krank wäre, daß er so hilfsbedürftig daläge. Da er klagte, daß er seit gestern nichts gegessen hätte, lachte ihn der Jäger aus und sagte: „Seht Ihr denn nicht dort den Pflaumenbaum voll reifer Pflaumen?" Der Arme bemerkte solchen nun auch, aber er war nicht mehr im Stande aufzustehen. Der Jäger brach darauf einen ganzen Ast vom Pflaumenbaume ab und gab ihn dem Alten. Diesen erquickten die saftigen, süßen großen Pflaumen derart, daß er sich aufrichten konnte. Er steckte sich die Taschen noch voll und wollte nun weiter wandern. „Ach was", sagte da der Jäger, „lasset doch den beschwerlichen Weg und reitet mit mir ins Tal nach Petersdorf; von da findet Ihr Gelegenheit, nach Schreiberhau ein Stück oder ganz zu fahren." Der arme Alte wollte sagen: „Reiten! Ihr habt doch selber kein Pferd!" Doch da kam auf den Pfiff des Jägers schon ein gewaltig großes und langes schwarzes Pferd heran. „Seht, ich habe einen Rehbock nach dem Kynast abzuliefern und reite nun zu Tale auf die Straße.





Der alte Mann wäre nicht im Stande gewesen, aufs Pferd zu steigen, doch der Förster packte ihn beim Kragen und setzte ihn wie ein Kind aufs Pferd, schwang sich hinauf zwischen den Alten und das aufgebundene Reh, und nun gings im Sausen hinab zu Tale. Es war kein Trab und kein Galopp; das Pferd schien mehr zu fliegen als zu laufen. Vor dem Dorfe sagte der Jäger zu dem Alten: „Die Kerne von den Pflaumen, die Ihr noch mithabet, werfet nicht weg, sondern stecket sie im Kreise rund um Eure Hütte, da werdet Ihr bald viel solch schöne Pflaumen ernten." Damit setzte er ihn auf die Straße und trabte davon. Aus dem dürren Boden um seine Hütte, dachte der Alte, kann nichts gedeihen; aber stecken kann ich die Kerne ja immer. Zunächst verzichtete er auf die Wanderung nach Schreiberhau, ging vielmehr heim; hatten ihn doch die Pflaumen wunderbar gekräftigt. Als er am andern Morgen durchs Fenster sah, erblickt er eine Reihe üppiger Obstbäume rings um die Hütte; und siehe da, sie waren alle schwer behangen mit schönen Pflaumen. Nun lud sich der Alte eine Hucke davon voll und ging damit nach Warmbrunn, wo sie ihm die Badegäste teuer bezahlten, weil sie noch nie so schöne Pflaumen gegessen. Und dann fuhr er einen Radber voll Pflaumenkörbe nach Hirschberg; dort nahm sie ihm ein Kaufmann gegen gute Bezahlung ab und meinte, er könne öfter kommen, er würde sie ihm immer abkaufen. Und sonderbar, es wuchsen viele, viel Wochen lang immer wieder frische Pflaumen an Stelle der abgepflückten auf den Bäumen, sodaß der Alte davon allein seinen Lebensunterhalt auf ein Jahr voraus gewann. Und er erholte sich und konnte wieder arbeiten, soweit es für sein Alter anging. Und so lebte er zufrieden noch viele Jahre. Eines Abends aber schloß er die Augen für immer, und zugleich gingen die Pflaumbäume vollständig ein. Jener Jäger war natürlich wieder der alte Berggeist **Rübezahl.**

Die Bilderbücher, welche unter dem Sammelnamen **Das Deutsche Bilderbuch** veröffentlicht werden, sind nach Originalen **erster deutscher Künstler** geschaffen und bilden eine gediegene, volkstümliche Kinderbücherei, die Jahr für Jahr in zwangloser Folge erweitert wird.

Echt künstlerisch und wahrhaft kindlich,

dies ist der Grundsatz, nach dem die Bücher geschaffen wurden. So bilden sie eine Quelle reinster Freude für die Kinder, zugleich ihren Sinn für Kunst weckend.

Bisher sind erschienen:

Märchen und Sagen

No. 1. Dornröschen . . . . gez. v. J. Diez-München
„ 2. Marienkind . . . . „ H. Lesser und J. Urban-Wien
„ 3. Aschenputtel . . . . „ A. Munzer-München
„ 4. Rotkäppchen . . . . „ A. Schmidhammer-München
„ 5. Hänsel und Gretel . . . . „ R. Scholz-München
„ 6. Sneewittchen . . . . „ F. Jüttner-Berlin
„ 7. Frau Holle . . . . „ F. Kunz-München

Jedes dieser 7 Bücher im Formate 22×29 cm enthält 8 farbige Vollbilder und zahlreiche in den Text eingestreute Illustrationen, Mk. 1.— das Buch.

Sonder-Ausgaben der Märchen-Serie:

No. 102. Fünf Märchen, Prachtausgabe, No. 1—5 enthaltend . . . . . Mk. 6.—
„ 103. Sieben Märchen, „ „ 1—7 „ . . . . . . „ 8.—
„ 104. Drei do. „ „ 1—3 „ . . . . . . „ 3.—
„ 105. do. do. „ „ 4-6 „ . . . . . . „ 3.—
„ 51. Liebe Märchen No. 1 und 2 enthaltend
„ 52. do. do. „ 3 „ 4 „
„ 53. do. do. „ 5 „ 6 „
{ unzerreißbar auf Pappe und kaschiert } . . je Mk. 3.—

No. 111. **„Rübezahl“.** Ausgewählte Sagen und Schwänke erzählt von Siegfried Beck-Hirschberg mit Bildschmuck von Robert Engels-München, Format 22×29 cm Mk. 3.—

Humoristisches

No. 21. **„Mucki“,** eine wunderliche Weltreise, für unsere Kleinen gereimt und gezeichnet von Arpad Schmidhammer-München. Format 31×23 cm . . . . Mk. 3.—
„ 22. dasselbe unzerreißbar auf Pappe . . . . „ 3.50
„ 23. **„Schlimme Streich'“.** Bilder und Reime von Arpad Schmidhammer. Format 28×20 cm . . . . „ 2.—
„ 24. dasselbe unzerreißbar auf Pappe . . . . „ 2.50

Allerlei

No. 31. **ABC-Bilderbuch** von Prof. Hans Thoma-Karlsruhe, Text von M. Götter. Format 31×23 cm . . . . . . Mk. 4.—
„ 32. dasselbe auf Pappe unzerreißbar ohne Textseiten . . . . „ 5.—
„ 33. **Kindersang-Heimatklang.** Deutsche Kinderlieder, Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz-Frankfurt a. M., Bildschmuck von Ernst Liebermann-München, Format 22×29 cm Band I . . . . „ 1.—
„ 34. dasselbe . . . . „ II . . . „ 1.—
„ 35. dasselbe . . . . „ I und II vereinigt . . „ 2.—
„ 46. dasselbe . . . . „ III . . . „ 1.—
„ 47. dasselbe . . . . „ IV . . . „ 1.
„ 48. dasselbe . . . . „ III und IV vereinigt . . „ 2.—
„ 49b. dasselbe . . . . . Band I bis IV als **Prachtausgabe** „ 5.—
„ 50. **Weihnachtsklänge.** Deutsche Weihnachtslieder, Tonsatz von Prof. Dr. Bernhard Scholz-Frankfurt a. M. Bildschmuck von Ernst Liebermann-München. Format 22×29 cm . . . . . „ 2.—

No. 36. **„Backe, backe Kuchen“.** Liebe Kinderreime mit Zeichnungen von Franz Jüttner-Berlin. Format 31×23 cm . . . . . Mk. 3.—
„ 37. dasselbe unzerreißbar auf Pappe . . . . „ 3.—
„ 38. **„Gute Bekannte aus dem Tierreich“.** Tierbilder von Carl Kappstein-Berlin. Format 22×29 cm Band I . . . . „ 1.—
„ 39. dasselbe . . . . „ II . . . . „ 1.—
„ 40. dasselbe . . . . „ I u. II vereinigt . . „ 2.—
„ 40b. dasselbe . . . . „ I u. II Prachtausgabe „ 3.
„ 43. dasselbe unzerreißbar auf Pappe 26×33 cm „ I u. II vereinigt . „ 3.—
„ 44. **„Das macht Spaß!“** Ein Bilderbuch mit Versen von Franz Mahler und Zeichnungen von Otto Gebhardt-Berlin. Format 28×20 cm „ 2.—
„ 45. dasselbe unzerreißbar auf Pappe . . . . „ 2.50

Im gleichen Verlage erschien **„Das Deutsche Malbuch“.** — Man verlange den illustrierten Katalog vom

Verlag Jos. Scholz in Mainz.





150